

rūpesčių su savimi, suvaržytu, droviu, šiek tiek įsimylėjusiu panelę, kurią po daugelio metų man buvo lemta sutikti kitame žemyne kaip mažo Naujosios Anglijos miestelio gydytoją. [...] Dabar praeitis man turi savo spalvą ir savo svorį, ji yra mano dėmesio ir nuolatinių apmąstymų objektas. Tai nereiškia, kad norėčiau grįžti į praeitį, dar kartą išvysti pasaulį savo naiviomis akimis. Sakyčiau, kad lankydamas pažįstamas jaunystės vietas, kone prisiliečiu prie laiko tėkmės ir laikinumo – ir žmonių, ir papročių. Lyginu: tada ir dabar. Tarp šių dviejų taškų atsiveria didžiulis tarpas – masinių egzekucijų, deportacijų, griovimo, irimo. [...]

Ir kai sustojame tame „dabar“, jaučiame, kad turime kažką daryti su ta praraja, kuri skiria mus nuo „tada“. Pajuntame lyg ir pareigą sugrąžinti praėjusius žmones gyveniman, nors ir žinome, kad jie drauge su mumis keliauja į praeitį ir sugrįžti iš tiesų neįmanoma. Teisinga, kad vietoje dvaro Krasnogrūdoje atsiras tarptautinio dialogo centras ir kad Seinai išsaugos atmintį to, kas jie buvo... [...] Kadaisė mokėmės Hegelio formulės: „Įveikti išsaugant“. Kaip tik tai ir reiškia mūsų pastangos priartėti prie praeties. Pasinėrę į „dabar“, privalome stengtis tarsi suteikti naujus matmenis tam, kas buvo, aiškiai suprasdami, kad dirbame vardan to, kas kada nors bus, ir kad ruošiamė dovaną žmonėms, kurie gyvena po mūsų. Džiaugiuosi galėdamas mintyse pasakyti tiems, su kuriais vaikščiojau čia, Krasnogrūdoje ir Seinuose: „Esate geros rankose, ne paniekinamai užmiršti, bet gyvenantys. Juk viskas galėjo būti tik „pasibjaurėtinai apleista“, o kad taip neįvyko – yra žmogaus proto ir valios pergalė.“

Pranešimas perskaitytas 2007 m. liepos 17 d.

Iš lenkų k. vertė Vyturys Jarutis

Rückkehrlinie

*Über die Erfahrungen im Grenzland
im Gespräch mit Czesław Miłosz*

— KRZYSZTOF CZYZEWSKI

Von Kindheit an war ich fest davon überzeugt, dass meine Lebenswege im Buch meines Schicksals vorgezeichnet waren. Aus diesem Schicksalsbuch liest mir meine innere Stimme in seltenen Augenblicken meiner höchsten geistigen Sammlung vor. In diesem Buch befinden sich Karten und Pläne, die man aus Märchen und Sagen kennt – sie enthalten ein unentziffertes Geheimnis, es kommen welche vor, die in der Erde vergraben liegen, in Fetzen zerrissen sind oder in einer verschlossenen Flasche in die Meeresfluten geworfen sind. Erst nach längerer Zeit stellt man fest, dass unser Leben voller Zeichen war, die für uns auf dem Weg gelassen worden waren.

In Augenblicken, wenn ich eine Entscheidung treffen musste, hatte ich eine dunkle Ahnung davon, wohin sie führen, aber ich wusste nichts Genaueres darüber. Allerdings folgte ich der von diesen Zeichen gewiesenen Richtung, dabei wurde ich eher von meinen kühnen Träumen ermutigt, als dass ich alle Umstände mit klarem Verstand abgeschätzt hätte. Wenn ich am Ziel einer Reise anlangte und Menschen traf, die in meinem Leben für mich von Bedeutung gewesen waren, konnte ich sie nur in Erinnerung zurückerufen. Das, was ich im Folgenden erzählen werde, erinnert an die Geschichte des Rabbi Aizyk aus Krakau – im Traum sah er den Schatz, der unter einer Brücke in Prag vergraben lag, und er deutete diesen Traum als ein Zeichen zur Rückkehr, er besagte, dass der

Schatz bei ihm zu Hause liegt und überall dort vorhanden ist, wo er selbst ist. In meinem Buch wird die Richtung ebenfalls durch die Rückkehrlinie gewiesen. Könnte es denn überhaupt anders sein, wenn wir wollen, dass wir im Leben durch die Wahrheit geleitet werden, die bereits die alten Griechen als *aletheia* auffassten, als Gegensatz zu *lethe* – Vergessenheit?

Ich möchte also von meiner Begegnung mit Czesław Miłosz erzählen – in der Nähe von Krasnogruda, an der litauisch-polnischen Grenze – und von unserem ersten Gespräch, das dann bis zu seinem Tode andauerte. Wir beide kamen zur gleichen Zeit nach Krasnogruda. Wir beide spürten, dass wir uns an der „Rückkehrlinie“ fanden. Und ich glaube, dass dadurch dieses Ereignis über persönliche und individuelle Dimensionen hinausgeht. Die Tatsache, dass sich so unterschiedliche Menschen mit ihren unvergleichbaren Lebenserfahrungen an diesem besonderen Ort und unter solchen besonderen zeitlichen Umständen trafen, ist meines Erachtens den neuen Zeitzeichen zuzuordnen, es hat Sinn darüber nachzudenken. Geht man von dem Trend der historischen Entwicklung und der Zivilisation aus, dessen Druck wir in der so genannten modernen Epoche ausgesetzt waren, dann kommen wir ohne weiteres zur Einsicht, dass diese Begegnung nicht hätte stattfinden dürfen. Dem alten Dichter und Emigranten war das Schicksal eines Exilanten beschieden. Des jungen Intellektuellen und avantgardistischen Theaterschöpfers harreten die weite Welt, Freiheit, der Westen. Warum begegneten sie einander an der Rückkehrlinie, die immer Richtung Osten führt und die weiter reicht, als die Realität eines multikulturellen Grenzlandes, über Sejny hinaus, bis nach Krasnogruda?

Erst viele Jahre später begann ich Krasnogruda unter dem Blickwinkel des sich wandelnden Zivilisationsparadigmas zu verstehen und darauf möchte ich im Folgenden eingehen.

Es hat sich also so gefügt, dass ich und meine Frau Małgorzata unweit von Krasnogruda zum ersten Mal Czesław Miłosz begegneten. Völlig unerwartet. Lasst uns den Umständen dieser Begegnung zuwenden.

Ort der Begegnung: Krasnogruda. Schon der Name verrät, dass es sich dabei nicht nur um eine schöne Landschaft handelt, die von nacheiszeitlichen Anhöhen, Seen und Wäldern geprägt ist, sondern auch dass die Erde hier rotfarbig ist. Darüber hinaus ist „grūdas“ ein litauisches Wort und bedeutet „Korn“, „Kornstück“. Das Gut Krasnogruda liegt direkt an der litauisch-polnischen Grenze, acht Kilometer von Sejny entfernt. Die erste Erwähnung des Guts geht auf die zweite Hälfte des 17. Jhs. zurück. Seit Ende des 18. Jhs. bis zum Zweiten Weltkrieg ist die Geschichte des Guts mit zwei Familien verbunden – Eysymonty und Kunaty. Czesław Miłosz Mutter Veronika war geborene Kunat, Ihr Vater stammte aus Krasnogruda. In der Nähe liegt das Dorf Krasnogruda, das vorwiegend von Litauern bewohnt wird, etwas weiter befindet sich das Dorf Sztabinki (lit. Stabinkiai), das von einer im Untergang begriffenen Altgläubigengemeinde bewohnt wird. Ein anderes Dorf in der Nähe heißt Żegary (lit. Żagarai). Im Dorf steht eine kleine, von Gutsbesitzern gestiftete Kirche. Der Name des Dorfes geht auf litauisches Wort „žarijos“ (dt. „glühende Kohlen“) zurück. Kenner der Literatur könnten ihn mit den „Żagaristen“ in Verbindung bringen – einer Vereinigung der „Katastrophen-dichter“ aus Vilnius, der auch Czesław Miłosz angehörte. Nach dem Krieg wurde das Gutland verteilt, das Gutshaus wurde staatlicher Besitz. In seinen Baulichkeiten wurden kleine Wohnungen für Waldarbeiter eingerichtet. Alles, was geraubt werden konnte, wurde Raubgut.

Obstbäume wurden abgeholzt, die Wirtschaftsgebäude abgerissen. Das Gestrüpp hat den ehemaligen Park überwuchert. „*Ich schaffte mir den Weg durchs Gestrüpp*“, – schrieb Miłosz in seinem Gedicht „Powrót“ (dt. „Rückkehr“) – „*dort, wo früher der Park lag, fand aber keine Spur von der Allee*“. Alles war verkümmert und eingegangen. Ringsum waren Spuren von der untergegangenen „alten Zivilisation“ (so hat Jerzy Stempowski die Grenzgebiete der ehemaligen Republik der beiden Nationen genannt) – zerstörte Gutshöfe, leere Klöster, in Gasthäuser oder Lagerhallen für Düngemittel verwandelte Kirchen, Handelsstraßen,

die an der neuen, nach dem Ersten Weltkrieg festgelegten Grenze ein abruptes Ende nehmen, in Wäldern herumliegende gewaltige Bogenbrücken, die nichts mehr verbinden und nirgendwohin führen, vernachlässigte Friedhöfe mit Grabinschriften in unverständlichen Sprachen...

Bei seinem Besuch 1989 in Punszk, der „kleinen Hauptstadt“ der in Polen lebenden Litauer, traf Miłosz seine ehemalige Studienfreundin aus der Vilniusser Universität Władysława Pojawis. In seiner Verwunderung fragte er: „Wie haben Sie all die Zeiten überlebt?“ „Wir sind vor allen geflohen“, – lautete die Antwort. Im Laufe von mehr als hundert Jahren hat man diesen Ort immer wieder nur verlassen – man versteckte sich in den namenlosen entlegensten und stillen Winkeln, man zog in Städte, man ging nach Übersee, geflohen wurde nach Konflikt- oder Kriegsausbruch, man verschickte sie in fensterlosen Viehwaggons in die Tiefe großer Imperien, die Menschen verloren ihr Vermögen und jegliche Rechte und ihre Wurzeln... *Es wird kein anderes Weltende geben, / Es wird kein anderes Weltende geben*, – diese Worte wiederholte dauernd „der grauhaarige Alte“ in Czesław Miłoszs Gedicht „Lied vom Ende der Welt“. Krasnogruda, materielle und geistige Werte des Guts, die Erinnerung an die Menschen, die dort einst gewohnt haben, seine ganze Fülle an Vielfalt – das alles sollte der Vernichtung anheimfallen.

Zeit der Begegnung: Ende September 1989. Drei Monate nach dem Wahlsieg der „Solidarność“. Einige Monate später (am 11. März 1990) wird Litauen seine Unabhängigkeit erklären. Die Grenze bleibt aber immer noch unter scharfer Bewachung. Bald darauf wird es neben polnischer und sowjetischer auch eine litauische Zollkontrolle geben. Zu beiden Seiten der Grenze werden sich kilometerlange Autoschlangen bilden, es wird vorkommen, dass man auf die Durchfahrt rund um die Uhr und noch länger warten muss.

Miłosz darf noch nicht nach Litauen, aber in Sejny trifft er sich heimlich mit einer litauischen Schriftsteller- und Künstlerdelegation. Das strenge sowjetische Grenzzonen-Regime wird von nie-

mandem mehr eingehalten (bis dahin waren alle „Ortsfremden“ meldepflichtig gewesen bzw. ihr Auftauchen in der Grenzzone musste den Behörden gemeldet werden).

Das Neue hält langsam Einzug. Die einheimische Führung ist noch die Alte, aber die neuen Senatoren des Bezirks Suwałki, Andrzej Wajda und Bronisław Gieremek, haben das Büro des Bürger-Komitees gegründet und fordern die Menschen dazu auf, ein neues Polen aufzubauen. Die ersten Mitglieder der Vereinigung „Grenzland“ leiten Verhandlungen über die Gründung eines Büros auch in Sejny ein. Zuerst zeigen die Beamten kaum Gutwilligkeit, die „Grenzland“-Konzeption finden sie nicht klar genug, bald fügen sie sich dennoch ihrem Instinkt, der ihnen sagt, dass sie auf ihren Posten bleiben sollen, sie sollen nie gegen den Strom schwimmen, immer nur mit der Strömung. Da junge Künstler, die aus Poznań in diese abgelegene Provinz gekommen sind, mit allem, was neu ist, identifiziert werden, wagt niemand ihnen „nein“ zu sagen und die Verhandlungen gehen voran.

Es beginnt ein Prozess von Vermögensrückgabe an die ehemaligen Besitzer. Die Kirche hat das Kloster in Sejny zurückerlangt. Bald wird die alte Post ihrem ehemaligen Besitzer zurückgegeben werden, einer der Erben wird sie an die Stadt verkaufen, die Stadt wird das Gebäude zu einem nur symbolischen Preis – 1 Złoty – an das „Grenzland“-Zentrum weiter verkaufen. Die Vermögensrückgabe hatte sich derart stark im Bewusstsein der Bevölkerung festgesetzt, dass es außer Zweifel stand, dass die Mitglieder der „Grenzland“-Vereinigung, die auch die neuen Eigentümer der Synagoge und der ehemaligen Talmudschule wurden, Juden sind. Es kommt vor, dass man manche Personen lange überzeugen muss, dass es nicht der Fall ist. Aber das ist ein anderes Thema.

Der Herbst hatte seinen Höhepunkt erreicht, es war kurz vor Oktoberbeginn – der Lieblingsmonat von Miłosz. „Mit solch einem Geschenk unseres Herrgottes, wie die Tage hier, habe ich wirklich nicht gerechnet“, – gestand er später in einem Interview. Damals schien alles möglich. Bei dieser unerwarteten Begegnung grüßten Małgorzata und Krzysztof Czyżewskis den Dichter und, so

verlegen, wie sie waren, gingen sie ihre Wege. Er holte die beiden in Sejny ein. „Warum seid ihr fortgelaufen? – fragte er lächelnd. – Lasst uns vielleicht miteinander reden...“

Dramatis personae: Czesław Miłosz: Er kam nach mehr als 50 Jahren wieder nach Krasnogruda.

In der Jugendzeit, zuerst als Schüler am Sigismund-August-Gymnasium, dann als Jura-Student an der Universität Vilnius, verbrachte er bei seinen geliebten Tanten Elia und Nina Kunat am Gut fast seine ganze Ferienzeit. Da besuchte er auch seine Eltern und seinen Bruder in Suwałki und badete im Wigry-See. Bei der berühmten „Mama Fligeltaub“, Besitzerin eines Gasthofes in der Nähe der Synagoge von Sejny, genoss er köstliche Fischgerichte. Außerdem las er viel, korrespondierte mit Jarosław Iwaszkiewicz, erfuhr die Geheimnisse der Liebe und schrieb. Die Landschaft des Suwałki-Gebiets, das „hinter dem siebenten Schneefeld“ liegt und in welchem sogar im Sommer die Winde heulen, die dahinfliegenden außergewöhnlich klaren Wolken und glänzenden Seen, wo die Wellen sanft ans Ufer schlagen, hat der poetischen Sprache des Verfassers von „Drei Winter“ eine persönliche Prägung gegeben. Das letzte Mal reiste er hier 1940 durch, als er illegal aus dem von den Sowjets besetzten Vilnius nach Warschau floh, er nahm die Straße, auf der damals der Kurierdienstverkehr Ostpreußen – Reich – *Generalgouvernement* fuhr.

Früh erfuhr der Dichter das Exildasein. Sein Gedicht „W mojej ojczyźnie“ (dt. „In meiner Heimat“), das mit den Worten „*In meiner Heimat, in die ich nicht wiederkommen werde*“ beginnt, schrieb Miłosz noch 1937 in Warschau, als hätte er sein Emigranten-schicksal vorausgeahnt. Eigentlich kann man seine Flucht nach „Kongresspolen“ schon als Emigration bezeichnen. Zurück blieben nicht nur der Garten seiner Kindheit, sondern auch das alte Großfürstentum Litauen – er hat die Grenze, die zwei Kulturen teilte, überschritten. Aus Vilnius musste er fliehen, denn er hatte sich die Ungnade der nationalistischen polnischen Behörden zugezogen, weil er in seinen Radiosendungen zusammen mit seinem

damaligen Chef Tadeusz Byrski den multikulturellen Charakter der Stadt propagiert hatte – zu seinen Sendungen lud er weißrussische oder jüdische Chöre ein, führte Gespräche zu religiösen Themen. Über das Flüchtenmüssen grämte er sich kaum, denn er konnte den Provinzialismus von Vilnius auf die Dauer nicht mehr ertragen. Außerdem wollte er sich in der Welt umsehen. In die Flucht wurde er allerdings auch später geschlagen – im Jahre 1951 floh er aus dem stalinistischen Warschau nach Paris, wo er um politisches Asyl bat. Zehn Jahre später floh er wieder – diesmal vor französischen Intellektuellen und Schriftstellern, die das Wesen des sowjetischen Imperiums nicht zu verstehen vermochten. Darauf ließ er sich für einige Jahrzehnte in Berkeley nieder, wo er an der Universität slawische Sprachen und Literaturen unterrichtete. Im Jahre 1993, zum Abschluss seiner Gespräche über die Suche nach der Heimat, wird er mir sagen: „Plötzlich habe ich verstanden, dass der Ort, wo ich am längsten gelebt habe, Berkeley in Californien ist.“ Aber nicht dort, nicht auf der Bärenspitze mit einer Aussicht auf die Bucht von San Francisco war es ihm beschieden, das Ende seiner Irrfahrten zu erleben. Seine Reise wird weiter gehen.

Miłosz entspricht sehr gut dem Vertreibungs-Paradigma, das mit dem schweren Geschick eines Schriftstellers des 20. Jhs. und eines „europäischen Kindes“ unzertrennlich verbunden ist. In der polnischen Literatur hatte sich dieses Paradigma in der Romantik fest verwurzelt und kommt besonders ausgeprägt im Leben von Adam Mickiewicz zum Vorschein. Es hat den Anschein, dass der Lebensweg des Verfassers von *Stadt ohne Namen* demselben Irrfahrten-Paradigma folgt – zuerst verlässt er seine litauische Heimatscholle, dann folgt das Studium an der polnischen Universität in Vilnius, bald wird er Verfolgungen durch Okkupanten und Tyrannen ausgesetzt, muss die Flucht ergreifen, bis er endlich im Exil einen Halt findet. Allerdings hat er lange genug gelebt, dass sein Leben über das oben erwähnte Schema hinausging und neue Perspektiven wies. Das, was später Bestandteil seines Lebens wurde, hatte er mit seinen Büchern vorbereitet. Zuerst erschienen einige Gedichtbände,

besonders zu erwähnen sind das Poem „Wo die Sonne aufgeht und wo sie untergeht“, der Roman „Das Tal der Issa“, die seine geistige Suche beinhaltenden Essaybände, wie etwa „West und Östliches Gelände“ oder „Das Land Ulro“. Diese Bücher sind eigentlich ein Ergebnis seiner Einstellung zum Exilantenschicksal. Er wollte das klischeehafte Exilanten-Schicksal-Schema nicht akzeptieren, ein Ergebnis der litauischen *Widerstandsfähigkeit* (der Verfasser gebraucht dafür das litauische Wort *atsparumas*) – wenn man mit aller Kraft und Ausdauer der gezwungenen Entwurzelung trotzt. Er versuchte sozusagen zu fliegen und dabei die Anziehungskraft der Erde zu überwinden, unermüdlich arbeitete er tagaus, tagein, indem er mit seiner Alltagsdisziplin rang.

Erst nach der Verleihung des Nobelpreises und der „Solidarność“-Revolution konnte Miłosz nach vielen Jahren Exil wieder polnische Erde betreten. Im Jahre 1981 wurde er als großer Dichter der Nation gefeiert, die Lubliner Katholische Universität verlieh ihm die Ehrendoktorwürde. Anlässlich der Enthüllung des Denkmals der 1970 gefallenen Werftarbeiter in Gdańsk, das eine ergreifende Inschrift aus dem Gedicht von Czesław Miłosz „*Ihr, die ihr einem einfachen Mann Schaden zugefügt habt*“ trägt, traf er sich mit Arbeitern. In den Buchhandlungen bildeten sich schnell Schlangen – man wollte Bücher von Miłosz kaufen, die seit 1945 zum ersten Mal in Polen wieder erscheinen durften.

Bei seinem zweiten Besuch fuhr Miłosz vom Flughafen fast gleich in das Suwałki-Land. Dabei wollte er Vertrautheit wahren, deshalb hielt er diesen Besuch vor Medien und Bekannten geheim. Er verglich ihn später mit seinem früheren Besuch mit folgenden Worten: „Wir erleben Evolution, wir erleben kontinuierlichen Wandel. Ich glaube, dass dieser Besuch jetzt auch mit meiner nun schon achtjährigen inneren Evolution übereinstimmt. Deshalb ist mein diesjähriger Aufenthalt im Suwałki-Land für mich besonders wichtig.“

Damals war er 80 Jahre alt, aber immer noch unterwegs und interessiert an allem Neuen. Immer wieder besuchte er den Schauplatz „vieler widersprüchlicher Erlebnisse“. Angesprochen über seine Eindrücke in Kasnogruda unterbrach er abrupt: „... ich möchte

[davon] nicht reden. Das ist für mich zu intim“. Er gesteht in aller Offenheit, dass er diese glücklichen Tage als ein Geschenk betrachtet. „Hier, am Wigry-See, habe ich nach vielen Jahrzehnten endlich das Gefühl, dass ich ... heimkehre.“ Allerdings handelte es sich dabei nicht nur um eine nostalgische Rückkehr des Dichters zu den Orten seiner Jugend. Er wollte seine Weltsicht nicht durch die Erinnerungen an das Gewesene übertünchen lassen. Er zeigte Interesse an allem, was im pulsierenden Leben geschah – welche Perspektiven sich für junge Menschen eröffnen, an den litauisch-polnischen Beziehungen, an Umweltschutzprogrammen...

In Gesprächen mit den jungen Gründern der Vereinigung „Grenzland“ ging es ihm vor allem darum, dass ihre Idee nicht zu einer utopischen Fata Morgana wird, die unter dem Zwang der Umstände zerstiebt, dass die „Grenzländer“ in diesem Ort unweit von Krasnogruda für lange Zeit Aufnahme finden. Deshalb brachte er sie stets auf den Boden der Realität zurück und die Beschäftigung mit dem Grenzland-Konzepti sollte zur alltäglichen Arbeit werden, die keine raschen und beeindruckenden Ergebnisse zeitigt, die aber nie aufhört. Durch die historischen Erfahrungen der letzten Jahrhunderte wurde in diesem Winkel der Erde das Vergänglichkeits- und Unsicherheitsgefühl geprägt. Sobald man nach einer verheerenden Katastrophe etwas (wiederauf)gebaut hatte, brach wieder eine Katastrophe aus, deren Folgen Brände, geänderte Grenzen, neue Machthaber und die Geringschätzung, wenn nicht Hass, gegenüber allem, was es hier früher gab, waren. Und er, der heimgekehrte Vertriebene, der viel erlebt hatte, war bemüht, ihnen zu sagen, dass sie sich in einem besonderen historischen Moment treffen, weil ihnen die Möglichkeit geboten wurde, ihr Leben auf einem lang währenden Fundament aufzubauen, und dass dies nicht eine weitere hoffnungslose Perspektive ist. Begegnungen mit diesen und anderen Menschen, denen stets das Neue folgte, waren ebenfalls ein Bestandteil einer von Miłosz stark innerlich empfundenen Heimkehr. Dies vollzog sich nicht von selbst. Er musste vorher viel arbeiten, und genau so diszipliniert, wie beim Schreiben.



Dramatis personae: Małgorzata und Krzysztof Szyzewskis. Man könnte sie als „neue Barbaren“ bezeichnen, die in eine unbekanntere Provinz kommen, in der von der „alten Zivilisation“ nur noch spärliche Spuren geblieben sind. Viele dieser Spuren vermochten sie nicht zu lesen. Sie waren ortsfremd. Ihre „Bagage“ enthielt „verdammte Bücher“, die sie in ihrer Jugendzeit gelesen hatten und die mit einem fantastischen, mosaikartig gestalteten Bild des kulturellen Lebens und einer Welt mit reichem geistigem Leben ihren Reiz ausübten. Bücher von Miłosz, Stempowski, Stanisław Vincenz, Brunon Schulz, Izaak Bashevis Singer, Jerzy Ficowski, Tadeusz Konwicki haben für einen besonderen Mythos in der polnischen Kultur über die Bedeutung von Provinzen und Randgebieten der Rzeczpospolita gesorgt. Im Vergleich zum Landeszentrum war das Leben hier interessanter und diese Grenzregion hat die meisten hervorragenden Persönlichkeiten in unserer Geschichte hervorgebracht. Wie fest man daran glaubt, zeigt eine Anekdote über Gombrowicz, der sich fürchterlich beleidigt fühlte, als Miłosz ihn an seine mittelpolnische Abstammung erinnerte. Sogleich brachte er Beweise vor, dass seine Wurzeln im historischen Litauen liegen.

Sie selbst konnten keine Nachweise für ihre Wurzeln in dieser Region liefern. Sie mussten einen Weg finden, um zu den tiefsten Schichten der reichhaltigen Kultur aus der Jagiellonen-Zeit zu gelangen. Die Frage, ob in der neuen Situation in Polen von 1989 dieser Mythos – auch das damit verbundene Grenzland-Ethos – nützlich sein und den Realitäten angepasst werden kann, ließ sie nicht in Ruhe. Ähnlich war es um den Mythos „Mitteleuropa“ bestellt – davon hatte man in Dissidenten-Essays aus dem sozialistischen Lager gelesen. Es waren aber lediglich Bücher und Ideen. Etwas anderes war, eine Brücke zu der Realität der postkommunistischen Welt zu schlagen. Bis dahin existierten sie im Untergrund und in einer alternativen Kultur. Sie empfanden, dass es Zeit sei, in das öffentliche Leben zu treten und ein Fundament für das neue gesellschaftliche Leben zu legen, wussten aber nicht, wie dies zu machen sei. Sie mussten Werkstätten einrichten, in denen neues Werkzeug für die Kultur- und Bildungsarbeit geschaffen werden

sollte. Allerdings wussten sie, dass man nicht bei Null anfangen kann. Ihre Brücke sollte organisch in die Erde hineinwachsen, sie musste aus Erinnerungsschichten bestehen und sich auf ein ehrenwertes und ungefälschtes Fundament stützen. Deshalb konnten sie solch schwierige Fragen über die Vergangenheit, wie etwa den litauisch-polnischen Krieg, Jedwabne oder die Weichseloffensive nicht umgehen. Die kommunistische Regierung hatte für verlogene Schilderungen dieser Themen gesorgt, deshalb war es für sie klar, dass die Wahrheitsfindung dem Widerstand gegen das alte System gleichzustellen ist.

Da so vieles zerstört, der Vergessenheit anheim gefallen und lügenhaft verdreht dargestellt worden war, mussten sie die Kontinuität, Erinnerung und die Wahrheit wieder herstellen. Die Begegnung mit dem großen Heimkehrenden, der ein Buch mitbrachte, in welchem Erinnerung, Wissen und Glaube bewahrt waren, war für sie ein Geschenk, welches einem fehlenden Glied in der Kette glich. Miłosz folgte den Fußstapfen von Mickiewicz, das Geschick hatte für ihn eine Linie des Vertriebenendaseins vorgezeichnet, er hat aber lange genug gelebt, so dass diejenigen, die seinen Spuren gefolgt waren, noch an die Rückkehrlinie zu gelangen vermochten.

„Es ist schlecht um denjenigen bestellt, der verweist und nicht zurückkommt.“ Diese Maxime von Oskar Miłosz wird sich wohl tief im Herzen seines jüngeren Verwandten eingenistet haben, denn Czesław Miłosz hat für seine Rückkehr eine titanische Leistung vollbracht. Was ist das für eine Leistung?

Er fand sich mit seiner Lage als Vertriebener ab „wie mit einer Schicksalsfügung, so wie man sich mit einer unheilbaren Krankheit abfindet“. Folglich schien sein Ringen mit seinem Schicksal selbstverständlich, wenn auch hoffnungslos, es hilft uns aber „zumindest unsere Illusionen zu sehen“. In seinen „Notizen zur Vertreibung“ deckt er nach und nach seine Vertriebenen-Strategie auf, deren Wesen darin besteht, „sein eigenes und imaginäres Sein im Geburtsland zu wahren. Imaginäres – denn man muss sich selbst klar zeigen, dass die Geschichte und Literatur deines Landes ein einheitliches, sich in der Zeit entwickelndes Ganzes bildet, und man muss

in dieser Bewegung für das eigene Schaffen eine Zweckbestimmung finden, die aus der Vergangenheit in die Zukunft führt.“

Der Verfasser des „Poetischen Traktats“ hat seinen Platz innerhalb der polnischen Kultur gefunden und ihn nie verlassen. Jan Błoński schrieb: „Miłosz blieb bei der Wahrheit, wir waren aus uns selbst vertrieben worden, aus einem Polen, in welchem Gedanke, Literatur und Kunst möglich gewesen wären. Es unterliegt keinem Zweifel, dass die Exilanten für die Kontinuität unserer Literatur gesorgt haben [...]. Deshalb sind es wir diejenigen, die zu ihnen zurückfinden, nicht aber sie zu uns...“

Ausschlaggebend für die von Miłosz gewählte Strategie war sein Verhältnis zur Sprache. Irena Grudzińska-Gross bemerkte treffend, dass durch diese Treue zur Muttersprache er traditioneller Vertriebener blieb, im Gegensatz zu Josif Brodski, der seine Heimat in der Ära einer Massenemigration und globaler Verkehrsverbindungen verließ, als sich die Rolle des „Exils“ erschöpft hatte. Miłosz blieb auch weiterhin *im Exil*, als Brodski nur ein *Immigrant* war, den „seine absolute Treue der russischen Sprache gegenüber nur schwächer wirken lassen konnte.“

Wie Miłosz sich der Exilanten-Lage bewusst war, war ihm auch bewusst, dass er im Land Ulro, im Land der Enterbten, lebte. So einen Wohnort wollte er nicht akzeptieren; seine Haltung ließe sich mit Marina Zwetajewas Worten beschreiben – „die Weigerung zu können“. Als gläubiger Katholik war er mit Bildern von Adam und Eva aufgewachsen, die mit gesenkten Köpfen durch das Tor das Paradies verließen. Er hatte Briefe des Orygenes und der kappadokischen Väter, Johannes Scotus Eriugenas, Jan van Ruyskroecks und William Blakes Schriften gelesen. Darin fand er den Glauben an *apokatastasis*, das heißt, an die Wiederherstellung der Ordnung.

Die Enterbung ist aber zugleich eine Folge der Vergiftung durch die Weltanschauung der Aufklärung, die von den Befürwortern und Anhängern des wissenschaftlichen Rationalismus usurpiert worden war und zur Erosion religiöser Vorstellungen führte. Der Mensch büßt seine natürliche Umgebung, seine Innergemeinschaftlichkeit

und das Empfinden vom Arbeitswert ein – davon als von einer grundsätzlichen Krankheit des 20. Jhs. schrieb prophetisch Simone Weil.

Die unaufhörliche Rebellion Miłoszs gegen den so bestimmten Platz für einen Menschen in der Gegenwartswelt verwandelte sich in eine Arbeit an seiner Rückkehr. Denn die Rückkehr ist mehr als die physische Heimkehr zu dem Ort, aus dem man in die Welt gezogen ist. Wenn Brodski sagte, dass der Mensch immer WEG-geht und deshalb es keine Rückkehr gibt, meinte er treffend die Situation eines Menschen in der Ära „flüssiger Modernität“, in der es kein Itake mehr gibt, und die Rückkehr eines Odysseus nicht mehr erfolgen kann. Miłosz sah also die Unmöglichkeit einer Rückkehr in die Vergangenheit ein und es war für ihn klar, dass der heraklitisch gedachte Fluss des Geschehens zugleich eine dreidimensionale Kategorie ist. Wenn er aber seinen Wohnort als das Land Ulro bezeichnet, dann landet er bei jedem Versuch, diesem Land zu entkommen, an der Linie der Rückkehr. Miłoszs Rückkehr ist ein WEG-gehen aus dem Land der Enterbung.

Bei Miłosz kommt nirgends eine Sakralisierung seiner Wurzeln vor. Für ihn, ähnlich wie für Vincenz, „war das Wichtigste das, was Simone Weil *enracinement* nannte, das ist aber ohne Heimat nicht möglich“. Das „Wurzeln-Haben“ ist aber nicht identisch mit den Wurzeln einer Familie. Die Heimat-Findung bedeutet nicht immer, dass man sich an dem Ort niedergelassen hat, wo einst die Vorfahren wohnten. Beides kann gewiss miteinander verbunden sein. Wie die Kontinuität der Vergangenheit und überlieferte Traditionen Miłosz Kraft verliehen, zeigte Irena Grudzińska-Gross, indem sie seine Situation mit der Brodskis verglich, der sich nicht so annehmlich „abgesetzt hatte, weder in der Welt, noch in seiner Sprache“ und der, groß geworden im sowjetischen Leningrad, dem „Befehl der Nicht-Erinnerung folgen musste“. Man schlägt aber Wurzeln vor allem durch die Arbeit an der Einbildungskraft, am Erinnerungsvermögen und an der Sprache, indem man Freundschaften schließt und Liebesbriefe schreibt. Die Heimat aber wird erkämpft oder wieder gewonnen, indem man sein Haus in Zeit und Raum



baut. Für einen Vertriebenen „gibt es nur eine Möglichkeit, die Orientierung nicht zu verlieren – er soll seinen Norden, seinen Osten, seinen Westen und seinen Süden aufs Neue festlegen und in diesem neuen Raum soll er sein Vitebsk oder sein Dublin, die man, wenn man so sagen kann, in die zweite Potenz erhebt, plazieren. So erlangt man wieder das, was man eingebüßt hat, und es existiert dann weiter auf einer höheren Ebene.“

Miłosz empfand sich als Baumeister. Kritisch betrachtete er die Bücher, die von Zerfall und Dekadenz verkündeten. Obwohl Not und Unheil ihm nicht erspart blieben und er mit eigenen Augen sah, wie seine seherischen Katastrophen-Visionen Wirklichkeit wurden, ließ er keine Verzweiflung, noch weniger Nihilismus, in seiner Nähe zu. Er war bemüht, nutzbringend und konstruktiv zu arbeiten.

Als sich Brodski kurz nach seiner Ausreise aus Russland besorgt zeigte, „wie alle in unserem Teil Europas, die mit Mythen erzogen wurden, dass das Leben eines Schriftstellers zu Ende geht, wenn er sein Heimatland verlässt“, beruhigte Miłosz ihn in einem Brief: „Alles hängt von dem Menschen selbst und seinem inneren Wohlbefinden ab.“ Eine der größten Gefahren für dieses Wohlbefinden sah er in *acedia*, einer Unpässlichkeit derjenigen Menschen, die sich um ihre Existenz zu kümmern aufhören und dem Trübsinn und der Gleichgültigkeit verfallen. Mönch Jan Kasjan ergänzte dies mit einem weiteren Merkmal, das *horror loci* genannt wird, das ist die Animosität gegen den Ort, in dem man sich aufhält, und die Unfähigkeit, hier und jetzt zu sein.

Auf Grund seines Fleißes und seiner Diszipliniertheit war Miłosz ein Mann des Wortes „Ja“, um das mit Tomas Venclova zu sagen. Die Uneinigkeit mit seiner bisherigen Welt hat ihm nie die Welt geraubt, die Liebe zu dem Ort, wo er sich heimisch fühlt. Aus dieser Perspektive betrachtet ist die Tatsache, dass er an seinem Lebensabend nach Krakau zurückkehrte, obwohl er dort nur kurze Zeit nach Kriegsende gewohnt hatte, und nicht nach Šateiniai, wo er geboren wurde, nur von zweitrangiger Bedeutung.

Tomas Venclova und ich fuhren einmal mit dem Auto von Sejny über Kaliningrad nach Nida, wo wir im Thomas-Mann-Haus auf

einer Konferenz über das 20. Jh. als das Vertreibungs-Jahrhundert teilnehmen sollten. Unterwegs sahen wir im ehemaligen Ostpreußen überall Spuren von Vertreibungen, einst von Deutschen, Litauern, Juden und Polen bewohnte nun menschenleere Siedlungen, dem Verfall preisgegebene Schauplätze des einstigen Lebens von Mennoniten, Lutheranern und Katholiken, von Grafen, Adligen und Bürgern. An dem Ort, wo einst der große litauische Dichter Donelaitis zur Schule ging, begegneten uns Flüchtlinge aus Karabach, Abchasien und Tschetschenien. Ich konnte dennoch das Gefühl nicht loswerden, dass an der Schwelle zum 21. Jh. dieser Landstrich nicht mehr Vertreibung heißt. Ich dachte über die sich ändernde Phase des unaufhörlichen Wandels der Dinge nach. Dieser Landstrich harrte einer Rückkehr. Damit meine ich nicht einen kurzen Besuch am Friedhof oder am Standort eines ehemaligen Palastes, wo jetzt nur noch einige Reste einer zerfallenen Kolchosa stehen. Dieser Landstrich harrte derjenigen Menschen, die sich hier für immer niederlassen würden, die das Verwucherte und Verwilderte in Ordnung bringen, die erhaltenen Spuren lesen und Respekt gegenüber der Erinnerung zeigen würden. Dieser Landstrich wartete auf Pioniere einer neuen Welt. Ich war einer von ihnen und musste nicht im Exil, sondern an der Rückkehrlinie leben lernen.

Mehrmals begleitete ich Czesław Miłosz bei seiner Rückkehr in das litauisch-polnische Grenzland, nach Krasnogruda, Sejny, Kėdainiai, Šateiniai, Šventybrastis, Vandžiogala und Vilnius. Ich brauchte Rat. Er kehrte immer nur für einige Tage zurück, ich aber fing ein neues Leben in der Orten an, aus denen er vertrieben wurde. In seinen „Notizen zur Vertreibung“ konnten auf allen geographischen Breiten lebende Auswanderer Ratschläge finden, wie man die Orientierung, die Fähigkeit des Schaffens, wahren kann und wie man sich selbst nicht verlieren soll. Aus meinen vielen Gesprächen mit ihm und auf unseren gemeinsamen Reisen machte ich Notizen, einiges übernahm ich aus seinen Büchern – so entstanden „Notizen zur Rückkehr“. Auf diese Notizen stützte ich mich in meinen Berichten über die Grenzlandpraxis im Dialog mit Czesław

Miłosz und in meinen Überlegungen, wie man aus dem Land Ulro weggehen kann.

Wie bereits erwähnt, war Miłosz recht wortkarg und neigte eher dazu, sich auf die Fragen der Lebenspraxis zu konzentrieren. Allerdings hat er zwei für mich höchst wichtige Texte hinterlassen, die mit den tiefsten Geheimnissen des Rückkehrenden verbunden sind. Den zweiten der beiden Texte, die er als Brief an mich und meine Freunde aus der Vereinigung „Grenzland“ schrieb, werde ich zum Schluss meines Vortrags zitieren. Der erste Text ist ein Gedicht, das mit folgenden Worten beginnt: *Im Alter machte ich mich auf den Weg zu den Orten, in denen einst meine frühen Jugendjahre wandelten.*

Das Gedicht „Powrót“ („Rückkehr“) schrieb Miłosz 1989 nach seinem ersten Besuch in Krasnogruda. Nach Krasnogruda kehrte er mehrmals und mit Zähheit immer wieder, praktisch sein ganzes Leben lang, zurück. Was zog ihn da an? Erinnerungen aus der Jugendzeit? Heimweh? Das Geheimnisvolle der Liebe? Dies schon. Das ist aber keine ausführliche Antwort. Es gab noch etwas, wovon er nicht laut reden wollte und sagte, das sei zu intim.

*Gleichgültiges Erwachsenenwissen bringt
keine Ehre und schändlich
ist eine mit Schlauheit eingeübte Eintracht.
Gehrt soll der Protest gegen ein unbeugsames
Gesetz und die Trommelpistole in den Händen
der Halbwüchsigen, wenn sie
für immer auf deren Gebrauch verzichten.*

Als ich diese Worte zum ersten Mal las, wurde mir klar, dass in Krasnogruda Miłosz sein Jugendgelübde abgelegt hatte. Er kam in diesen Ort, kehrte dorthin in seinen Erinnerungen und dann mit seinen in späten Jahren gedichteten Versen zurück. Hier wollte er die Beichte ablegen aus Treue zu seinen Versprechungen und Gelübden aus der Jugendzeit. Daran erinnert er sich in seinem Gedicht „Grób matki“ („Das Grab der Mutter“). Mutter Veronika, die mit

Krasnogruda verbunden ist, hat sie gehütet. Nur zu ihr, *die alle meine Kindheitsgelübde kennt*, sagte Miłosz: *Hilf mir eine ewig lebende Liebe zu schaffen/ Aus meiner ausdauernden Zwietracht mit der Welt...*

In Krasnogruda begegnete ich einem alten Mann, der eine Beichte dem Kinde ablegte, das in seinem Herzen steckte und dem er sein ganzes Leben lang die Treue zu wahren bemüht war. Ist es nicht die Essenz einer Rückkehr und die Wahrheit über unsere Versuche, dem Land Ulro zu entfliehen, in welchem das Wissen uns gefangen hält und wir von einem Gefühl der Fremde durchdrungen werden, weil sich unsere Kindheit in diesem Land nicht heimisch fühlt?

Mit dem Wiederaufbau von Krasnogruda wollen wir den Menschen ein Denkmal setzen, deren Schicksal mit dem ehemaligen Gut verbunden war. Dort wird ein Internationales Zentrum für Begegnungen entstehen, das in seinem Geist mit den Ideen und dem Schaffen von Czesław Miłosz verbunden sein wird. Dort werden wir das Handwerk des Brückenbaus in einer multikulturellen Welt lehren, ein Handwerk, dem das Grenzland-Ethos zugrunde liegt. Ich persönlich fühle eine Bindung zu diesem Ort vor allem durch das Jugendgelübde des Verfassers von „Rückkehr“. Ich habe doch auch geschworen, niemals das zu verraten, was ich, dem Kinderherzen folgend, wählte und deswegen riskierte, einen ironischen Erwachsenen-Kommentar zu vernehmen: „Wenn du mal erwachsen bist, wirst du zu Verstand kommen“. Auch ich protestierte gegen die Gesetze, nach denen sich die Erwachsenen-Welt leiten lässt, gegen die Lebensnotwendigkeiten und andere feige Ausreden, gegen die Sprache, die mir mein Geheimnis entreißen will, und gegen das Wissen, das als unreal all das finden wird, was mein reales Königreich war. Deshalb träume ich davon, dass in dem Krasnogruda, das auf der Rückkehrlinie wiederaufgebaut werden wird, in einer Parkallee eine kleine Bank steht oder es am See mit sanft rollenden Wellen eine kleine Brücke gibt und dass wir uns des Heimkehrers erinnern und dabei uns selbst fragen, ob wir unseren Jugendgelübden treu blieben.

Schließlich lasse ich Czesław Miłosz zu Worte kommen, indem ich einige Fragmente aus seinem Brief vorlese, den er ein Jahr vor seinem Tode schrieb.

„Wir leben in der Zeit, unterliegen einem nie aufhörenden Wandel, gehen unseren Weg von Kindheit an bis zum Tode, neben uns vollziehen sich aber Veränderungen, die von uns unabhängig sind und die Geschichte heißen. [...] Wenn ich an Krasnogruda denke, sehe ich mich als Teenager mit einem Gewehr. [...] Ich, damals ein Grünschnabel, machte mir keine Gedanken über die Vergangenheit. Ich hatte genug Sorgen mit mir selbst, mit meiner Befangenheit und meinen Hemmungen, ich war ein wenig verliebt in ein junges Mädchen, das ich nach vielen Jahren auf einem anderen Kontinent als Ärztin in einem kleinen Ort in Neuengland traf. [...] Für mich besitzt die Vergangenheit jetzt ihre Farbe und ihr Gewicht, ständig ist sie Gegenstand meiner Aufmerksamkeit und fortdauernder Überlegungen. Das besagt dennoch nicht, dass ich in die Vergangenheit zurückkehren und die Welt noch einmal mit meinen naiven Augen erblicken möchte. Ich würde sagen, dass ich beim Besuch bekannter Orte aus der Jugendzeit beinahe mit dem Lauf der Zeit und der Vergänglichkeit in Berührung komme – das bezieht sich sowohl auf die Menschen als auch auf die Sitten und Bräuche. Ich vergleiche: damals und jetzt. Zwischen diesen beiden Punkten liegt ein großer Zeitabschnitt mit Massenexekutionen, Deportationen, Zerstörungen und Zerfall.

[...] Und wenn wir in diesem „Jetzt“ Halt machen, haben wir das Gefühl, dass wir mit dieser Kluft, die uns von dem „Damals“ trennt, etwas tun müssen. Wir empfinden dann so etwas wie eine Pflicht, die Menschen von Einst wieder ins Leben zu rufen, obwohl wir genau wissen, dass sich diese Menschen zusammen mit uns in die Vergangenheit begeben und dass die Rückkehr eigentlich nicht möglich ist. Es ist richtig, dass in Krasnogruda an Stelle des Guts ein Zentrum für internationalen Dialog entstehen wird und dass Sejny die Erinnerung dessen wahren wird, was es einst gewesen war... [...] Einst haben wir die Formel Hegels von der „Überwindung bei Wahrung“ gelernt. Genau das bedeuten unsere Annähe-

rungsbemühungen an die Vergangenheit. Versenkt in das „Jetzt“, müssen wir uns anstrengen, dem Gewesenen gleichsam neue Dimensionen zu verleihen, indem wir uns dessen bewusst werden, das wir für das Kommende arbeiten und dass wir ein Geschenk für die Menschen vorbereiten, die nach uns leben werden. Ich freue mich, dass ich den Menschen, mit denen ich in Nida, in Krasnogruda und in Sejny spazierte, sagen kann: „Ihr seid in guten Händen, ihr seid nicht verächtlicher Vergesslichkeit preisgegeben, ihr existiert. Es hätte sich doch fügen können, dass dort alles „nur Ekel erregend vernachlässigt“ aussieht. Dass dies dem nicht so war, ist ein Sieg des Geistes und des Willens.“

Gehalten am 17. Juli 2007

Übersetzung von Irena Tumavičiūtė

Krzysztof Czyżewski wurde 1958 in Warschau geboren. Studium der polnischen Philologie an der Adam-Mickiewicz-Universität in Posen. 1978–1983 war er Schauspieler und Lehrer bei der Theatergruppe „Gardzienice“. 1981 Redakteur der Untergrundzeitschrift „Czas Kultury“. In der zweiten Hälfte der 80er Jahre lehrte er Kultur- und Ästhetikgeschichte an der Hochschule für bildende Künste in Posen. 1990 einer der Initiatoren und Gründer der Stiftung „Pogranicze“ („Grenzland“). 1994 rief er die Zeitschrift „Krasnogruda“ ins Leben, deren Chefredakteur er wurde. Krzysztof Czyżewski leitet den Verlag Pogranicze und redigiert die Buchreihe „Meridian“. Er wirkte als Koordinator auch bei vielen europäischen Projekte zu multikulturellen Regionen mit.